

Nr. 291. Bromberg, den 20. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(17. Fortsetzung.) ———

So erst wieder nach ein paar Wochen wollen wir nach unsern Freunden sehn.

Jetzt ist es Juli. Das ist der Monat, da ist mit den Badegästen ein bißchen Leben und Unruhe nach Nidden gekommen. Aber alles, was da ist, Dorf und Düne und Wald, zeigt sich in voller Pracht. Die Badegäste und Nehrungswanderer ziehn am Strande herum, sind überall, am Dampfersteg und im Walde. Du siehst immer ein paar winzige, schwarze Pünktchen und Krümel auf dem geduldigen, stäubenden Rücken der Hochdüne sich bewegen. Das lärmt von Kindern und planscht im flachen Wasser des Haffs. Das lacht im Walde und zieht über die Dünenhöhen. Und ein Himmel spannt sich, ein Licht fließt . . . wie in der Südsee, sagen die Leute.

Vom Mik ist nichts Neues zu melden. Dem ist ein Werktag wie der andre. Der setzt morgens seinen „Panama" auf, dann beginnt der Tag. Der setzt ihn ab, dann ist Feierabend.

Die Marucke und der Hann... Der Hann streicht um die Marucke. Aber die weicht ihm aus. Kaum drei Worte sprechen sie manchmal in Tagen zusammen. Was siehst du mich immer so an? Du sollst mich ja haben, Hann. Aber nicht so. Wart noch eine Weile, wenn dann nicht der Christup zurückkommt... Aber warum sollen wir beide dann in die Düne schleichen. Das brauchen wir nicht. Dann können wir beide offen und ehrlich zum Pastor gehen.

Was bleibt dem Hann weiter übrig, als zu warten. Da wartet er. Es ist immerhin ein Preis, hier Fischer zu werden, sich ins warme Nest zu setzen. So warten die beiden.

Und der Dow...? Jeder Tag kommt und vergeht. Keiner bringt am Leuchtturm die weiße Fahne. Es sind jetzt für den Dow große Ferien, aber er hat keine Zeit. Er muß nach dem Rechten sehen, und er muß Geld verdienen, zum Boot. Ja, das mit dem Bootgeld ist schwer, das kommt doch nur sehr langsam zusammen. Manchmal packt ihn die Angst, daß er es gar nicht schaffen wird. Aber dann rechnet wieder das Herz, und das freut sich: nun habe ich schon das Sprietsegelchen zusammenverdient. Nun wieder ein paar Mark, das wird dann schon weiter, zum Steuerchen, reichen. Es kommt die große zitternde Freude dazu: Vater, na, und du wirst Augen machen... Dann stimmt alles. Dann bekommt er das bißchen Geld spielend zusammen. Dann baut er in seinen Träumen das Schiff . . . Das wird mal ein stolzes Schiff, und da unten liegt es nun fertig am Strande. Da ist es das schnellste, das hier auf dem weiten Haff seine Bugwelle wirft. Also, freust dich, Vater, an meinem Schiff? Und nun wollen wir, ganz großartig, nicht mehr viel Worte über die Sache machen . . .

Da leuchten seine Augen, er stapft durch den Sand. Immer wacker, da werden die Koffer leicht, die er den Badegästen schleppt. Da wird jede Arbeit leicht, die er hier und dort macht, um ein paar Pfennige zusammenzukriegen.

Also alles beim Alten auch mit dem Dow. Man sieht ihn am Dampfersteg, wenn der Dampfer kommt. Man sieht ihn im Dorf, wenn er schleppt. Er ist auch mal beim Maler Mollenmeister. Da sitzt er Modell, das gibt für die Stunde auch eine ganz gute Bezahlung.

„Kann ich mal eins der Bilder sehen, die Sie von mir malen, Herr Mollenmeister...?" sagt er mal, als sie wieder in der Düne sind.

Der Maler steckt seinen Kopf hinter der Staffelei hervor: „Nein, das kannst du natürlich nicht. Ein Maler zeigt seine unfertigen Bilder nicht. Das sag' ich dir überhaupt, verehrter Freund, in allem Ernst: bleib mir gefälligst von meinen Bildern weg. Da vorne, vor der Staffelei ist dein Platz. Nicht hinter mir. Bilder zu sehen kriegst du nicht. Versuch es nicht, sonst ist unsre Freundschaft zu Ende . . .!"

Dabei blitzt er den Dow durch seine Brillengläser ganz drohend an: „Also nochmals und ein für allemal: daß du mir das nicht wagst, Junge!"

„Nein, nein..." Der Dow wird rot, der Herr Mollenmeister schilt ihn. „Nein, nein... dann will ich das gar nicht . . . Dann werd' ich das niemals tun . . ."

Der Maler aber verkriecht sich wieder hinter sein Bild: denn sonst würdest du mir wohl bald hinter den Schwindel kommen. Dow, mein Jung, wenn du wüßtest, wie wenig ich deine geschätzte Persönlichkeit porträtiere. Nämlich das Porträt ist niemals meine starke Seite gewesen.

Aber was soll man machen, was soll man aufstellen mit so einem verdammten eisenköpfigen Jungen?! Wenn man nicht will, daß er sich mit Schleppen und Tun ganz kaputtmachen soll. Also da bleibst du dann eben ein wenig sitzen vor meiner Staffelei, das Stillsitzen bekommt dir auch gut. Ich bezahl' dir deinen Dienst, du gehst nicht vor die Hunde, und ich kann in großartigem Frieden meine Landschaften malen, nach denen die Herrschaften wie die Bienen nach dem mit Recht sehr geschätzten Honig sind . . .

Auf die Art also porträtiert der Herr Mollenmeister den Dow Tag für Tag. Am Ende heißt es dann: „So, lauf nun nach Haus, Dow, hier hast du dein Geld, mehr als du mit Kofferschleppen verdienen kannst." Der Dow geht auch, aber der Herr Mollenmeister kennt da den Dow doch schlecht.

Nun bin ich verruht, sagt sich der, nun bin ich ganz frisch. Nun kann ich wieder an die andere Arbeit gehen. Da kommt gerade der Dampfer aus Memel, ich werde zum Strande rennen.

*

So kommt eines Tages der Herr Lehrer Schulz zum Herrn Pastor gelaufen. Wartet gar nicht ab, bis die Karline, die alte Haushälterin, bei der Studierstube angeklopft hat, um den Herrn Pastor zu fragen, ob es den Herrn Pastor nicht in der Arbeit störe . . . Sondern er reißt gleich die Türe auf zum Studierzimmer: „Herr Pastor, was tut man mit dem Dow, mit dem Jungen? Wir brachten ihn eben nach Haus. Wir trugen ihn eben zu seiner Mutter. Umgeschlagen, langhin . . . immer dies Kofferschleppen . . . Was tut man . . .? Von allem andern ganz abgesehen . . .

Dieser Dow ... mit dem Vater ... das ist noch eine Treue."

Ja, was tut man? Der Herr Pastor kommt hinter seinem Schreibtisch hervor, legt die Hände auf den Rücken, so beginnt er auf und ab zu gehen... Ja, was tut man...? Das ist eine Treue... Ja, was tut man bloß mit dem Jungen?

Der Herr Lehrer Schulz steht am Fenster, sieht hinaus, der andre geht auf und ab. Der Herr Lehrer Schulz flattert am ganzen Körper, so hat ihn das aufgeregt, so hat ihn das mitgenommen. „Der Dow ist zusammengebrochen. Wir trugen ihn nach Hause. Was tut man? Das ist ein Junge, und warum muß das grade den treffen, daß der Vater wegläuft. Wenn man nur wüßte, wo der wäre, man könnte ihn suchen lassen, dem Jammer ein Ende zu machen. Aber wo steckt der in aller Welt, wo soll man den finden? Und der Junge wartet hier und schuftet sich ab. Er glaubt nicht, was man ihm sagt: der Vater kommt ja doch nicht wieder..."

Der Pastor geht auf und ab in der Stube, hat den Kopf auf der Brust, so geht er und sagt: „Ja, Herr Schulz, Sie haben recht. Der Mann kommt nicht wieder ..." Dann fügt er leise hinzu: „Wenigstens sagt so unser Verstand, das, was wir Logik nennen ..."

Er geht wieder auf und ab. Immer von dem Bücherbrett, über dem der ausgestopfte alte eisgraue Seeadler hängt, zur Tür, durch die Stube. Plötzlich bleibt er vor dem Lehrer stehen und hebt den Kopf: „Aber wissen Sie, Schulz, wenn ich den Jungen sehe, ich gestehe es offen, dann fängt mein Herz auch schon manchmal an, gegen die Überzeugung der Vernunft anders zu reden. Über ein Jahr ist vergangen, dann wäre der Mann schon längst wiedergekommen, sagt die Vernunft. Und — er kommt — doch — eines Tages wieder, spricht jetzt schon manchmal etwas andres aus mir. Schulz, ich glaube..." Der Pastor sieht ihm tief und ernst in die Augen... „Schulz, ich glaube, daß der Junge... daß diese Treue im Jungen ... etwas sieht, etwas ahnt ... was wir nicht sehen ..."

Der Pastor nimmt wieder seinen Weg auf. Es vergeht eine Weile. Sie sprechen kein Wort. Jeder ist in seinen Gedanken. Nein, nein, wer so fortläuft, der kommt nicht mehr zurück. Besonders nicht, wenn er ein Mann ist. Denn ein Mann hat größere Scham als ein Feigling. Und — vielleicht bringt ihn doch noch etwas... Das Heimweh... Vielleicht bringt ihn auch etwas andres ... vielleicht ruft ihn das, was in dem Jungen ruft... vielleicht kann der Junge mit seiner Liebe, mit seiner Treue den Mann auch zwingen ...

„Aber... Schulz ... wir haben ganz den Jungen vergessen mit unsrer schönen, mystischen Philosophie. Was machen wir mit dem Jungen? Wir wollen doch mal zum Mollenmeister hinübergehen. Vielleicht weiß der Rat. Der beschäftigt sich ja mit dem Jungen am meisten ..."

Sie gehen die Dorfstraße entlang. Bald sind sie bei Blode. Sie gehen durch einen Schwarm froher Sommergäste. Sie fragen: „Ist der Herr Mollenmeister zu Haus...?"

Der Herr Mollenmeister müsse zu Haus sein. Schon vor einer Weile hätte nach ihm Besuch gefragt. Der wäre dann auch nach oben gegangen.

Sie steigen die Holztreppen empor, das ist das Zimmer. Sie klopfen an, sie öffnen ... nein, sie werden warten, sie kommen ungelegen, da ist Besuch.

„Aber nein doch ... nein doch ... immer hereinspaziert ..." ruft die lustige Stimme Mollenmeisters aus dem furchtbaren Durcheinander von Bildern und Staffeleien und Paletten ... „immer herein, das Geschäft ist grade zu Ende." Er kommt an die Türe und zieht die Herren herein: „Und nebenbei, ich habe einen großartigen Rebbach gemacht, und das stört mich gar nicht, wenn das der Käufer noch hört, der hier sitzt, schwerreicher Mann aus Berlin, da, wo das Geld gemacht wird, darf ich die Herren vorstellen ...?"

Die Herren schütteln sich die Hände. „Und ich werde die erklärenden Worte sprechen ..." sagt Mollenmeister, „also dies ist unser lieber Pastuhr. Und dies unser Lehr. Und dies hier ... Herr Kommerzienrat Wormelfing aus Berlin, der hat den ausgezeichneten Gedanken gehabt, mal hier was für seine Erholung auf der Nehrung zu tun, und er hat den noch bessern Gedanken gehabt, mal hier ein paar Bilder von mir zu kaufen, gleich einen Ramsch. So. Aber nun wollen wir auf den Schreck eine gute Pulle genehmigen. Setzt euch alle, Herrschaften. Nur seht zu, daß ihr keinen Farbfleck in die Hosen bekommt. Denn das liegt hier alles ein bißchen herum, und ich meine, das täte mir leid um die Farbe ..."

Erst jetzt sieht er — aber was machen die beiden nur für Gesichter...?

Der Pastor berichtet: „Es hat ja so kommen müssen mit dem David Peleikis... Herr Schulz hat ihn soeben mit ein paar Jungen nach Hause getragen. Der David ist beim Kofferschleppen auf der Straße zusammengebrochen..."

„Ist was....?" fährt Mollenmeister auf.

Dann erzählt Herr Schulz... „Und für den Herrn Kommerzienrat werde ich die ganze Geschichte ausführlicher vortragen. Sonst versteht er nicht, warum wir hier alle so beteiligt sind." Nun erzählt der Lehrer die ganze Geschichte. Die andern hören zu, sprechen kein Wort.

Nur Mollenmeister steht einmal leise auf, holt eine Flasche und ein paar Gläser, gießt ein. Der Herr Schulz ist am Ende, da sagt Mollenmeister: „Na, nun werden wir wenigstens wissen, auf wen wir anstoßen können. Meine Herren, trinken Sie mit mir auf das Wohl des David Peleikis, und dann wollen wir Kriegsrat halten ..."

„Und — das war jetzt — weil er zum Boot spart — zu den dreitausend Mark ..?" fragt der Herr Kommerzienrat noch einmal und lächelt ...

„Ja ..."

„Dreitausend Mark ..." schüttelt der Kommerzienrat den Kopf, „wie lange muß er da sparen...! Aber meine Herren" — er lächelt und greift so nach seiner Brieftasche — „wenn Sie mir einen kleinen Vorschlag gestatten wollen, wenn Sie mir eine kleine Freude erlauben wollen... Ich nehme an, nach allem, was ich da höre, es ist wohl ein gutes Werk .. Es wird mir ein Vergnügen sein, dem armen Jungen das Geld zum Boot ..." Er zieht ein Scheckbuch, schreibt aus ... „Bitte sehr, meine Herren, hier sind die dreitausend Mark ..."

David Peleikis... Dow, Dow... du Esel, wo steckst du ..? Der Herr Mollenmeister tanzt in der Stube, dann springt er an die Türe, reißt sie auf, ruft hinunter zur Gaststube: „He... he!! Hört da einer? Ja? Also los! Der David Peleikis ... den soll mal sofort einer holen. Der David Peleikis soll mal sofort zu mir kommen" — er haut die Türe zu — „wenn er schon laufen kann. Aber wie ich den kenne, der trägt schon wieder, der schleppt schon wieder Lasten, das Wüstenkamel .."

Dann tritt er zu den andern. Die sitzen da und haben eine große Freude auf ihren Gesichtern.

„Ja, und darauf..." lacht Mollenmeister, „müssen wir noch einmal die Gläser füllen und anstoßen. Das war ein Angebot, das aus dem Herzen kam, Herr Kommerzienrat. Da gestatten Sie mir wohl, daß ich eine kleine Festrede halte ..."

Er füllt die Gläser voll: „Nochmals auf den David Peleikis. Aber jetzt, Herr Kommerzienrat, stellen Sie das Glas wieder hin. Denn es ist ein gutes Glas. Es wäre schade, wenn Sie es würden vor Schreck fallen lassen. Ihr Angebot war wirklich hochherzig, das muß man sagen. Ich danke Ihnen auch im Namen des Jungen dafür. Aber entschuldigen Sie schon, wenn wir es zurückweisen, denn wir ..."

Er hebt das Glas und nimmt einen Schluck. Seine Hand zittert. Seine Stimme wird rauh: „Also ich werde es kurz machen, sonst fange ich hier noch wie ein kleines Mädchen ... ja, ich meine, wir wären ja Himmelhunde, nicht wert, daß dieser herrliche Sand uns hier trägt, wenn wir nicht selbst ... Nein, also, Herr Kommerzienrat, vielen Dank. Aber ich will kein Lump sein. Und weil ich keiner bin, so ist das noch meine Angelegenheit mit dem Boot. Wir wollen uns da nicht streiten. Sondern prosit! prosit! die Herren, das ist nun abgemacht..."

Es klopft. Herein ...! Der Maler steckt noch rasch dem Herrn Kommerzienrat den Scheck in die Hand. Die Tür tut sich auf, in der Tür steht der David Peleikis blaß. Wie der aussieht! Aber komm nur rein. Wirst wohl gleich wieder Farbe bekommen, mein Junge ...

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Mollenmeister...!"

„Und mit Recht, und mit Recht ..." poltert der ... „Warte, ich muß mir nur noch die Brille putzen, dann geht es gleich los. Na, Dow, mir sind ja schöne Dinge von dir zu Ohren gekommen ..."

Der Dow ist im Zimmer. Nun steht er da. Barfüßig, arm. Seine müden Augen sind groß. Was ist das nun? Was wollen sie hier von ihm?

„Also mir sind da ja schöne Dinge zu Ohren gekommen...“ poltert der Maler, „der Herr Lehrer Schulz, da ist er, wirst ihn wohl kennen, der hat mir gesagt, daß du nicht rechnen kannst, nicht einmal die einfachsten Zahlen. Das ist eine Schande!!“

Was soll das? Der Junge steht mit Verwunderung von einem zum andern.

„Oder kannst etwa rechnen...? Na, dann wollen wir gleich mal die Probe machen. Der Maler wühlt unter Papieren und Zeichnungen, da hat er doch vorhin das Bildergeld hingesteckt, Donnerschlag . . . ja, hier ist es . . . Er nimmt einen Tausendmarkschein, hält ihn dem Dow vor die Nase: „Was ist das? Geld ist das. Viel Geld. Wirst so was wohl nicht kennen. Viel Geld ist das. Tausend Mark. Also ein Tausendmarkschein. So. Und hier ist noch einer. Wieviel sind tausend Mark und tausend Mark? Nun wollen wir doch gleich mal sehen, ob der Dow wirklich nicht rechnen kann . . .“

„Zweitausend . . .“ sagt der Junge, ganz mechanisch. Was ist das, was soll das alles . . .?

„Na, Herr Schulz . .“ zwinkert der Maler dem Lehrer zu, „es geht ja ganz gut. Und so hoffe ich, wir werden die Sache bald haben.“ Er hebt noch einen Tausender: „Also zwei hatten wir. Noch einer dazu . . .?“ Er läßt dem Dow die Scheine dicht vor der Nase flattern . . .

„Dreitausend . . .“ sagt der Junge. Was hat er dem Herrn Mollenmeister getan, daß der ihn hier so zum Spott macht . . .?

„Sieh mal einer an. Also es geht doch ganz gut mit dem Rechnen beim Dow. Na, nun, Dow, eine letzte Frage: Und was braucht der Mensch, um einen guten Kahn bauen zu lassen und ihn zu bezahlen? Ich glaub', auch dreitausend. Und was hat jeder anständige Junge an seinem Rock? Eine Tasche. Darein stecken wir nun das Geld, daß du es nicht verlierst. Und nun sag freundlichst: Dank schön, Herr Mollenmeister. Und mit dem Wüstenkamel ist es nun für immer zu Ende. Und dann fahr mit dem nächsten Schiff zur Festlandsseite und hol den Kahnbauer, den allerbesten, den es nur gibt, versteht sich. Und endlich erbarm dich und mach nicht ein so dummes Gesicht. Und sieh mich nicht so an, und: Stillgestanden!! und: Linksum kehrt!! Und nun komm noch mal her, Dow, mein Jung, laß dich mal in den Arm nehmen. Ich freu' mich, daß ich dir das Geld schenken kann. Es ist für mich keine große Sache. Mal ein bißchen den Pinsel genommen und Farbe über der Leinwand verwischt, dann kommen die dummen Menschen und sagen: Aha! und kaufen. Na, und hast es ja auch verdient, mein Jung, mit dem Porträtsitzen, na und überhaupt...“ Er streicht ihm über das Haar. Seine Stimme wird weich und innig: „So, und verlier nicht das Geld. Na, und dann, ja... zieh dich gleich an, denn es wird dir ja brennen. Was ist die Glock? Ja, in einer Stunde geht das Schiff nach der Festlandsseite. Da wollen wir beide fahren. Wir beide, oder wer kommt sonst noch mit, meine Herren? Gut, dann bilden wir eine Kommission. Wir fahren. Wir werden wie die Grafen fahren. Und wir werden mal ein Bootchen bestellen, von dem man hier sprechen wird . . .“

Jetzt erst... langsam... langsam... begreift der Junge. Er sagt nichts. Er kann nichts sagen. Das ist wie ein Wunder, und das ist schön . . .

„Und nun geh, Dow, mach dich fertig . . .!“

Der Maler schiebt ihn sanft nach der Türe, öffnet die, schiebt ihn hinaus. Er schließt die Türe hinter ihm.

Dann sitzen sie da und lächeln und horchen . . . hinter ihm her... Jetzt knarrt die Diele... jetzt geht er . . .

Dann . . . hören sie . . . jagt es die Treppe hinunter . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Sprung ins Meer.

Geschichtliche Skizze von W. Imiela-Gentimur.

Am 21. November 1714, eine Stunde nach Mitternacht, erschien Karl XII., König von Schweden, nach sechzehntägigem Gewaltritt mit einem einzigen Begleiter vor den Toren seiner Stadt Stralsund und begehrte Einlaß. Eine Stunde später war die Stadt illuminiert, Salutschüsse dröhnten, und die Garnison trat an, um ihrem lange entbehrten König zuzujubeln.

Nicht wenige unter den Soldaten gaben jedoch das vorschriftsmäßige Jubelgeschrei mit recht schwerem Herzen von sich. Das waren Pommern, die, unter die schwedischen Fahnen gezwungen, mit der Ankunft des ruhelosen Königs das ersehnte Ende der Dienstzeit wiederum in ungewisse Ferne gerückt sahen.

Der Flügelmann der Grenadiere, Heinrich Siewers, ein baumlanger, bärenstarker Bauernsohn von der Insel Zingst, blickte ganz besonders traurig, obwohl der König dem strammen Soldaten freundlich zunickte.

Heinrich Siewers hatte die Feldzüge in Polen und Sachsen mitgemacht und, als der Schwedenkönig nach Rußland zog zunächst der Besatzung von Usedom, später der Garnison von Stralsund angehört. Als tapferer und fähiger Soldat war er wiederholt auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet und belohnt, aber nie befördert worden, weil er aus seiner Abneigung gegen den schwedischen Dienst kein Hehl machte und somit als unsicherer Kantonist galt.

Indessen hatte Peter der Große den Schwedenkönig im Juli 1709 bei Poltawa vernichtend geschlagen und mit wenigen Begleitern nach dem türkischen Beßarabien gedrängt, wo Karl XII. in Bendery, halb Gast, halb Gefangener, den geduldigen Türken mit beispielloser Kaltblütigkeit und Unverfrorenheit fünf Jahre lang schwer auf der Tasche lag. Nach Schweden kam nur seltene und spärliche Nachricht von ihm, so daß viele im Volke ihn für verschollen oder tot hielten. Während aber die Schweden in finsterer Zähigkeit ausharrten, hofften Heinrich Siewers und seine Landsleute von Tag zu Tag auf endliche Entlassung zum heimatlichen Herd.

Diese Hoffnung war nun mit der Rückkehr des Königs gründlich zunichte geworden. Karl XII. sah alle seine Feinde wieder gegen sich im Felde. Nach schweren Kämpfen nahmen im Sommer 1715 Dänen und Sachsen Wismar und schickten sich an, Stralsund zu belagern, während der Preußenkönig den Schweden Usedom und Stettin entriß, um danach ebenfalls an der Belagerung von Stralsund teilzunehmen.

So hatte auch Heinrich Siewers wieder fast ein Jahr eintönigen und aufreibenden Garnisondienstes in der bedrohten Feste hinter sich. Wenn er von den Wällen über den Strehasund schaute und die Heimatinsel greifbar nahe schien, ballte der starke Mensch in hilfloser Wut die Fäuste, und dicke Tränen rannen über das braune Soldatengesicht. Die Sehnsucht nach Freiheit und heimischem Herd war schier unerträglich geworden. Und daran trug nicht zum wenigsten lütt Stina die Schuld, ein zierliches Landmädelchen, das mit seinen Eltern nach Stralsund zum Wochenmarkt zu kommen pflegte und den langen Grenadier von Herzen lieb hatte.

Anfang Oktober 1715 schlossen die Verbündeten Stralsund ein, und bereits in der Nacht zum 20. Oktober wurden trotz der vorgerückten Jahreszeit die Laufgräben eröffnet.

Stralsund ließ sich damals vom Festland aus nur auf einer schmalen Straße erreichen, die von einer starken Zitadelle beherrscht und abgeriegelt wurde. Die Zitadelle wurde auf einer Seite durch einen unpassierbaren Morast, auf der anderen durch einen breiten Meeresarm geschützt, schien also nur von der Straße aus angreifbar.

In dieser Zitadelle tat Heinrich Siewers seinen Dienst. Mit traurigen und doch soldatisch interessierten Augen schaute er auf das Fortschreiten der Belagerung, deren Ende ihm nichts als den Tod oder neuen Dienst und neue Ungewißheit verhieß.

Eines Nachts, als er auf dem Wall über dem Meeresarm Posten stand und sich vor einem schweren regenpeitschenden Südweststurm hinter die Brustwehr duckte, erschien mit der Ronde der Kommandant der Zitadelle, der dem langen Heinrich wohlwollte, und teilte dem erschrocken Aufhorchenden mit, er habe ihn als tapferen Soldaten und seekundigen Insulaner auf die Liste der wenigen Mannschaften gesetzt, die in der nächsten Nacht den König durch die feindliche Blockade zu kurzem Aufenthalt nach Schweden begleiten sollten.

Heinrich Siewers stand das Herz still. Mit dem König nach Schweden gehen hieß mit höchster Wahrscheinlichkeit niemals die Heimat, niemals lütt Stina wiedersehen, im fremden Lande umkommen. Längst war die Ronde verschwunden, immer noch stand der Grenadier unbeweglich, fassungslos. Der Sturm heulte, das Meer rauschte, und spärliches Mondlicht aus jagenden Wolken zeigte schemenhaft windgepeitschte Bäume am anderen Ufer.

Da trat plötzlich helle, besinnungslose Verzweiflung in die angstgeweiteten Augen des Soldaten. Mit einem wilden Satz schwang er sich über die Brustwehr, das Gewehr klirrte zu Boden.

Hochaufspritzend verschlang die See den dunklen Körper, trieb ihn sofort wieder hoch, und der vor Schreck, Erschütterung und Eiseskälte fast Bewußtlose spürte plötzlich Grund unter den Füßen. Das Wasser reichte ihm bis zur Schulter. Gegen Wind und Wellen mit äußerster Kraft anstemmend, kämpfte sich Siewers, in der Todesangst unbewußt den kürzesten Weg wählend, Schritt für Schritt bis zum anderen Ufer durch.

Eine Stunde später stand der zu Tode erschöpfte und vor Kälte zitternde Überläufer im Zelte des sächsischen Generals Wackerbart. Seinem Bericht fügte er als kundiger Inselbewohner die Meinung an, der Weststurm treibe offenbar das Wasser im Meeresarm so heftig nach Osten, daß sich bis zur Zitadelle eine breite Furt bilde, die für hochgewachsene Männer passierbar sei. —

Der Überläufer wurde in Gewahrsam genommen. Man prüfte seine Angaben. Und gleich in der nächsten Nacht, während Zitadelle und Stadt durch Scheinangriff von allen Seiten in Atem gehalten wurden, marschierten 1800 Preußen unter Oberstleutnant Koppen durchs Wasser, erkletterten die Zitadelle und nahmen sie im Sturm. Die Schweden wurden nach erbitterter Gegenwehr bis dicht ans Stadttor von Stralsund verfolgt.

Der General Wackerbart behielt Heinrich Siewers bei sich, schenkte ihm ein schweres Mecklenburger Pferd und versprach ihm Befreiung vom Kriegsdienst und Schutzbriefe für sich und die Seinen, sobald Stralsund gefallen sei. Auch der König von Preußen ließ den Soldaten zu sich kommen und überreichte dem strahlenden Zingster einen Beutel mit hundert Reichstalern als Morgengabe für lütt Stina.

Und am 21. Dezember 1715 fiel Stralsund.

Eine Ehe wurde in Pittsburgh geschlossen. . .

Eine tragikomische Geschichte von **Percy R. Sheffield.**

Aus großen Gesellschaften mache ich mir eigentlich nicht viel, aber gelegentlich muß man schon einmal hingehen. Kürzlich half mir kein Sträuben, mein Freund Warren schleifte mich einfach mit zum Halloweenfest?

Kennen Sie das Halloweenfest? Ersparen Sie mir Erklärungen! Es ist eine steife und langweilige Angelegenheit.

„Siehst du, Percy, das ist die blonde Catherine! Fabelhaft, nicht wahr?" Warren kennt alle Welt und hat leider die Angewohnheit, einem die gleichgültigsten Menschen zu erklären. Wir kamen am Tisch schräg gegenüber von Catherine zu sitzen. „Neben ihr, das ist ihr Mann. Junges Glück! Noch keine vierzehn Tage verheiratet", flüsterte mir Warren noch schnell zu, als wir uns niederließen.

Die ersten Worte, die ich von Mrs. Catherine hörte, waren an ihren jungen Gatten gerichtet und lauteten: „Spiel' nicht mit dem Messer, bevor der Braten da ist, du Trottel!" Ich betrachtete darauf den Ehemann näher und fand nichts Trottelhaftes an ihm, es sei denn, daß er auf Catherine hereingefallen war, die mir langsam unsympathisch wurde.

Trotzdem schien der Ehemann der belebende Teil des öden Halloweenfestes zu sein. Er bot später ein paar ulkige Vortragsstückchen, die uns allen außerordentlich gefielen. Nur Catherine saß mit saurer Miene dabei. Und als ihr Gatte dazu überging, einen lustigen Solotanz vorzuführen, sprang sie auf und warf ihm eine Schale Gebäck an den Kopf, so daß dem Unglücklichen eine dicke Beule auf der Stirn entsproß.

Den weiteren Teil des Festes übergehe ich mit Schweigen. Erwähnen will ich nur, daß Catherines Gemahl außer mit der erwähnten Beule auf der Stirn noch mit einem kräftigen Fluch von dannen ging und dazu versicherte. „Jetzt habe ich's satt, jetzt lasse ich mich scheiden!" Kurze Zeit nahm auch ich die Gelegenheit wahr, mich zu empfehlen.

Am nächsten Tage traf ich Warren auf der Straße. „Du bist reichlich früh gegangen, Percy", begrüßte er mich mit unschuldigem Lächeln, „und außerdem so plötzlich! Noch nicht einmal von mir hast du dich verabschiedet."

Ich benutzte die Gelegenheit, ihm meine Ansicht über derartige Feste im allgemeinen und über die von ihm „fabelhaft" genannte Catherine im besonderen klarzumachen. „Und dann erzählst du noch, wie glücklich sie verheiratet ist?" schloß ich. „Du bist wahrlich jederzeit bestens unterrichtet, lieber Warren."

Warren zuckte die Achseln. „Ach, ich hatte das damals wirklich nicht so tragisch genommen, Percy!"

„Was denn?"

„Ach, weißt du, wie Catherine in Pittsburgh getraut wurde, hatte sie zwar gleich nach der Zeremonie das Heirats-Zertifikat auf den Boden geworfen und geschrien: „Verdammt noch eins, jetzt bin ich verheiratet!" Aber wie gesagt, das hatte ich damals wirklich nicht tragisch genommen."



„Mindestens zehn Kinder in jeder Ehe!"

„Jedes Ehepaar sollte mindestens zehn Kinder haben, das ist das ganze Geheimnis des ehelichen Glücks!" so lautet der weise Rat einer liebenswürdigen alten Dame, Mrs. D. Rust, aus der kleinen englischen Stadt Kintore, der anläßlich ihres 90. Geburtstages besondere Ehrungen von den Bewohnern der Stadt zuteil wurden. Mrs. Rust, die sich einer bewundernswerten körperlichen und geistigen Rüstigkeit erfreut, ist die Mutter von 17 Kindern. Sie hat damit den Familienrekord ihrer Heimatstadt geschlagen. Ihr Gatte starb vor wenigen Jahren. Mrs. Rust lebt seitdem allein, nur eine alte Köchin ist ihre Hausgenossin, aber sie nimmt lebhaften Anteil an allen Begebenheiten in der Stadt. Sie hat bereits mit 20 Jahren geheiratet; als sie 21 war, wurde ihr erster Sohn geboren, und seitdem wuchs die Familie in jedem Jahr um einen Kopf an, bis sie neun Söhne und acht Töchter zählte. Als die Kinder herangewachsen waren, gab ihnen die Mutter den Rat, drüben im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ihr Glück zu versuchen. Und alle 17 wanderten nach und nach aus. Sie machten tatsächlich ihr Glück in Amerika, jede Woche erhielt die Mutter mindestens ein Dutzend Briefe. Zum 90. Geburtstag aber kamen alle 17 nach England zurück, um am Ehrentag der Mutter in ihrer Nähe zu sein. Es wurde ein Fest für die ganze Stadt. Die Familie ist inzwischen noch größer geworden, die meisten Kinder haben sich verheiratet, nach dem Ratschlag der Mutter „Jung gefreit hat nie gereut!" Voller Stolz empfing Mrs. Rust ihre 15 Enkel, die Kinder ihrer ältesten Söhne und Töchter. Der älteste Sohn, mit seinen 69 Jahren noch von seltener Frische, hat auch noch seine eigenen sechs Enkel mitgebracht, die die Urgroßmutter freudig in die Arme schloß. Die zahlreiche Familie fand natürlich nicht in einem Hause Unterkunft, so daß die bereitwilligst angebotene Gastfreundschaft der Mitbürger gern angenommen wurde. Da nur ein Teil der Kinder wieder nach Amerika zurückkehren wird, geht Mrs. Rusts größter Wunsch in Erfüllung, daß ihre Familie stets die zahlreichste von Kintore bleiben möge.



Er tut, was er kann.

„Ich teile meine Schulden ein in einfache, dringende und sehr dringende."

„Sehr gut. Na, und dann?"

„Weiter nichts. Das ist alles, was ich tun kann."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg